

(Zeichen 59.541)

Im Innern des Wals

Mai 1975-Juli 1977. Erste Aufzeichnungen

Zur Erinnerung an Philipp Sauber

Ich wandte mich und sahe an

Alle, die Unrecht leiden unter der Sonne.

Und siehe, siehe, da waren Tränen,

Derer, die Unrecht litten und hatten keinen Tröster,

Und die ihnen Unrecht taten, waren zu mächtig,

Daß sie keinen Tröster haben konnten.

Da lobte ich die Toten,

Die schon gestorben waren, mehr als die Lebendigen,

Die noch das Leben hatten;

Und der noch nicht innewird,

Das unter der Sonne geschieht.

Diese Passage — Prediger Salomo, 4. Kapitel — habe ich oft gesungen, als ich in Isolationshaft saß.

Eine Spitzelgeschichte zum Auftakt

»Ihr Freund — der Mann aus Köln — hat hier inzwischen die Würdigung seiner Darstellung ihrer Person erfahren, die ihm gebührte.« Mit diesem gewundenen Satz überlistete ein Mitgefangener die Briefzensur unmittelbar nach Prozeßende. Der »Freund« war jener Denunziant des letzten Aufgebots, der mich unmittelbar vor der Aufhebung des Haftbefehls am 10. Juli 1977 schwer beschuldigte. Ich hätte die Ermordung des Gefängnisdirektors geplant. Ich hätte daran gearbeitet, den leitenden Arzt der Bochumer Gefängnis-Klinik zu liquidieren. Ich hätte ihm in der Freistunde erzählt, am 9. Mai 1975 auf jeden Fall geschossen zu haben, wenn ich eine Chance gesehen hätte. Das timing des letzten Aufgebots war schlecht arrangiert.

Der Denunziant fiel mit seiner Aussage vor Gericht durch. Die vorbereiteten Gegenbeweise und Erklärungen erwiesen sich als überflüssig. Ein paar Wochen vorher hätte es ganz anders ausgehen können. Ein vorsitzender Richter, der mit der Vernehmungstechnik alle Ungereimtheiten heruntergespielt hätte; eine bessere Koordinierung mit der Attacke von *Bild*, die Roland Otto und mich kurz zuvor eines weiteren Mordkomplotts gegen eben diesen vorsitzenden Richter beschuldigte . . .

Der Durchfall des Denunzianten war ein Regiefehler. Bitter für ihn, denn die Bestrafung durch seine Mitgefangenen, die ohnedies ausstand, wurde durch nichts kompensiert. Heute denke ich mit Trauer an ihn, den Denunzianten, Ex-Barbesitzer und Sicherheitsverwahrten Peter Cabet*. Damals verfasste ich die folgende Erklärung, die dann im Prozeß nicht mehr benötigt wurde:

Wie ein Delinquent aus Staatsräson zum Denunziant wird

Als Peter Cabet im Herbst 1976 vor die 13. große Strafkammer des Kölner Landgerichts trat, um sich wegen eines Aggressionsdelikts im Rückfall zu verteidigen, war er — laut eigenen Angaben — noch ein freier Mann. Das Urteil, unter Vorsitz von de Someskoy gefällt, traf ihn wie ein Keulenschlag: sechs Jahre, anschließend Sicherheitsverwahrung. Cabet, der ehemalige ›Zuchthäusler‹, der es zum Miteigentum an einer kleinen Bar im Kölner Unicenter gebracht hatte, kam erneut in Haft. Alle Versuche der Vergangenheit, seine schweren Verhaltensstörungen, deretwegen sein Kontakt mit den Mitmenschen auf Aggressionsdelikte zusammengeschrumpft war, zu heilen, waren gescheitert. Der Körper Cabets reagierte auf das Desaster mit einer schweren psychosomatischen Krankheit. Cabet wurde von Ossendorf in das internistische Krankenhaus des Gefängnisses Bochum verlegt. Damit war es endgültig aus für ihn. Mit dem bißchen Bewegung und Kontakt, das Ossendorf immerhin den Durchschnittsgefangenen gewährt, war es jetzt vorbei: kein Hobbyraum, keine Umschlüsse, Vegetieren in einer winzigen stickigen Zelle, Kirche und Freistunde als einzige Gemeinschaftsveranstaltungen. Überdies waren Cabet und der Gefängnisdirektor Berg alte Bekannte. Bevor Berg vom Zuchthaus Rheinbach nach Bochum strafversetzt wurde, saß Cabet dort ein. Cabet, ein Augenzeuge der Klingelpützaffäre, erzählte mir, Berg habe ihn in Rheinbach systematisch zerbrochen. Im ständigen Wechsel von Aufbegehren und verschärftem Arrest habe er unter Berg den letzten Halt verloren.

Diesen kaputtgemachten Delinquenten Cabet lernte ich im Januar 1977 kennen, als von meiner Isolationshaft der Punkt Einzelfreistunde gestrichen wurde. Er gehörte zu den vier bis fünf Mitgefangenen, die genügend groß waren, daß ich mich beim Rundendreien auf sie stützen konnte. Denn ich litt immer noch an einer Fußhebeschwäche und an trophischen Störungen des linken Beins und knickte leicht um. Hinzu kamen Spasmen nach längerem Gehen. In diesen Wochen war ich von Intrigen verschont. Selbst Cabet schrieb Briefe, in denen er sich über meinen Zustand erboste.

Sein Haftrichter de Someskoy (Cabet wartete auf das schriftliche Urteil, um in Revision gehen zu können) beschlagnahmte bald einen davon. Seither wußte Cabet, welche Bedeutung de Somesky seinen Bemerkungen über mich beimaß. Das betonte er immer wieder. Im übrigen hörte ich den Gefangenen zu.

Ende Januar 1977 beschlossen die Gefangenen der Haftklinik nach langwierigen Diskussionen, gemeinsam etwas zur Verbesserung der Haftbedingungen zu unternehmen. Es wurden alle Beschwerden gesammelt, ebenso die Verbesserungsvorschläge. Es kam ein an Knast- und ärztliche Leitung adressierter Gemeinschaftsantrag heraus, über den in einer Freistunde abgestimmt wurde. Auch die Vorgehensweise wurde gemeinsam festgelegt. Eine Art Petitionsausschuß wurde gewählt. Die Antragsformulare wurden so verteilt, daß sie selbst bei schärfster Razzia nicht alle abgefangen werden konnten. Die Aktion war ein großer Erfolg. Über 60 Gefangene, fast 100 Prozent aller Einsitzenden, unterschrieben.

Sogar Cabet gab seine Unterschrift, obwohl er böse darüber war, daß er von den direkten Vorarbeiten nichts mitbekommen hatte. Die Sicherheitsabteilung hatte natürlich Wind bekommen und sich auf die Suche nach Spitzeln begeben. Cabet war nicht abgeneigt, auf seine egozentrisch-zerstörte Art- die einzige, die nach den Dauer-Arresten von Rheinbach noch erfolgversprechend schien- mitzuspielen. Er war aber rechtzeitig als neuer Vertrauensmann der ›Sicherheit‹ erkannt worden.

Auf die berechtigten Forderungen antwortete die Gefängnisleitung mit wütenden Repressionen: Rückverlegung in die Ausgangsgefängnisse, Isolationshaft, Verschärfung der Sicherheitsmaßnahmen. Berg erklärte mir anlässlich einer Vorführung, daß sich an den Zuständen nicht das Geringste ändern werde, solange er diesem Gefängnis vorstehe: in einem Haftkrankenhaus komme es gerade entscheidend darauf an, daß für die Insassen der Unterschied zu einem normalen Krankenhaus draußen jederzeit erkennbar bleibe und sich ihnen entsprechend einpräge. Als ich in der zweiten Februarwoche wieder in die Gemeinschaftfreistunde kam, waren alle Hoffnungen verfliegen. Der Gefängnisdirektor nahm selbst die traurige Parade der Besiegten ab. Im Anschluß an die Freistunde ließ er Cabet, den er im Gespräch mit mir gesehen hatte, erstmals zu sich rufen. Cabet, der sich offensichtlich mit der ihm allmählich auf den Leib geschriebenen Spitzelrolle noch nicht gänzlich abgefunden hatte, berichtete ein paar Tage später darüber.

Es war das erste und das letzte Mal, daß er über seine Begegnungen mit dem Direktor erzählte. Berg habe vor allem über mich geredet. Ich sei ein Schmalspurakademiker, ein politischer Wirrkopf, der davon träume, die Gefängnisse könnten eines Tages abgeschafft werden. Ich sei aber gefährlich, ein Taktiker, der sich aus dem Hintergrund als Politikkommissar aufspiele. Er, Cabet, wolle doch sicher einen ruhigen Knast schieben und überdies mit seiner Sicherheitsverwahrung zurechtkommen.

In diesem Sinn solle er in Zukunft wirken. Früher hätten die politischen Gefangenen strikt auf Distanz zu den übrigen Häftlingen geachtet. Heute sei das nicht mehr so, und deshalb seien neue Methoden nötig, um Recht und Ordnung auch weiterhin Geltung zu verschaffen.

Cabet befragte mich jetzt erstmals zu meiner politischen Biografie und zum Prozeß. Er las meine Erklärung zur Person, die unter Mitgefangenen zirkulierte. Um ihm zu neuem Halt zu verhelfen, engagierte ich mich umgekehrt für seine Revisionsprobleme. Ich besprach mit ihm einige Vorübungen zum autogenen Training und versuchte, ihm einen erfahrenen anwaltlichen Beistand zu verschaffen. Das alles spielte sich aber in einer Phase unserer Bekanntschaft ab, in der Cabet unter Bergs Regie seine denunziatorische Seite immer deutlicher entfaltete.

Obwohl ich nicht die geringsten Illusionen hatte, zog ich mich zunächst nicht von ihm zurück, weil sich seine Erkrankung gerade jetzt bis hin zu riskanten Erstickungsanfällen steigerte: eine unzweideutige Antwort auf die Erpressung, mit der seine Aussicht auf verbesserte Haftbedingungen verbunden war. Nach den Repressionen waren die Gefangenen seit

Februar auf informelle und völlig unstrukturierte gegenseitige Unterstützungsaktionen zurückgeworfen. Es war schon fast ein Ereignis, wenn Gefangene ohne Haftkonto — in Bochum können Häftlinge erst nach sechs Wochen an überwiesene Geldbeträge herankommen — trotzdem ein wenig Tee oder Kaffee ergatterten. Tabak war absurderweise grundsätzlich verboten. Folglich wurde um die Tabakwährung ein stiller Kleinkrieg geführt, um zu hohe Extraprofite bei den Kalfaktoren zu verhindern. Viele Gefangene kämpften verzweifelt um ihr Überleben, denn ihre Erkrankungen verschlimmerten sich unter den Haftbedingungen von Woche zu Woche. Alle litten unter der unzureichenden medizinischen Versorgung. Die meisten versuchten, aus dem Zustand extremer Abschließung in die als paradiesisch gepriesenen Zuchthäuser zurückzukommen und spielten ihre Erkrankungen herunter.

Hungerstreikende wurden weggesperrt, jegliche medizinische Unterstützung zur Wiederherstellung nach dem Streikabbruch wurde unterlassen. Drogenabhängige wurden brutal mit Aponal entzogen. Wirtschaftsdelinquenten stapelten Berge von Papierkrieg, um sich in der Auseinandersetzung mit den Medizinalbeamten wenigstens ein paar Symbole von körperlicher Identität zurückzuerobern; ich erinnere an die die *Spiegel*-Geschichte vom Kampf eines hier einsitzenden Stumm-Managers um seinen Schlafanzug.

Ich selbst bewegte mich unter diesen schrecklichen Bedingungen, so gut ich konnte. Ich wurde ultimativ aufgefordert, mit den Mitgefangenen alle medizinischen Probleme unerörtert zu lassen. Ich lehnte dies ab. Gefangenen, die an mich herantraten, half ich bei ihren Auseinandersetzungen um die Behandlung ihrer Erkrankungen. Die Folge war, daß sich eine Fronde [VEB Duden von 1984 Seite 178 Fronde = regierungsfeindliche, oppositionelle Partei, Unzufriedenheit, Auflehnung] aus einzelnen Beamten bildete, die immer offener gegen mich und andere exponierte Gefangene vorging und Cabet dabei auf eine für ihn fataler Weise einsetzte.

Die Freistundenkontakte wurden genau registriert. Gefangene, die sich längere Zeit oder mehrfach mit mir unterhielten, wurden unter Anschuldigungen, die bis zum Vorwurf der Unterstützung einer kriminellen Vereinigung gingen, aufgefordert, sich von mir zu distanzieren. Hielten sie stand, wurden sie oft überraschend schnell in die Ausgangsgefängnisse zurückverlegt.

Die Argumenten, mit denen die Entsolidarisierung geschürt wurde, wurden immer uniformer. Ich sei eine getarnter Terrorist, der aus dem Hintergrund arbeite und andere für sich einspannen wolle. Die von mir mitgetragenen Initiativen gegen die Tabakwährung wurden als Bestechungsversuche hingestellt. Über medizinische Fragen spräche ich nur, um Munition für meine staatsfeindliche Gesinnung zu bekommen. Kein Wunder, daß es Gefangenen wie Cabet und anderen allmählich notwendig erschien, zusätzliche staatschützende Aktivitäten zu entwickeln. Vor allem für Cabet schien der Angriff auf mich mit seiner

Erfahrung übereinzustimmen, daß er seine eigene Haftsituation aufgrund der Machtverhältnisse nur noch auf Kosten anderer Gefangener verbessern könne.

Während der Denunziant Cabet immer häufiger mit Direktor Berg und dessen Vertrauensbeamten in der Haftklinik konferierte, arbeitete der Delinquent Cabet am Aufbau einer mafia-ähnlichen Gewaltherrschaft. Es entstand ein wechselseitiges Bündnis zwischen Gefängnisleitung und Delinquenten, bei dem die eine Seite der anderen ihre Interessen zu diktieren versuchte. Die Beamten wurden so — ob bewußt oder nicht, ist unwichtig — zu Delinquenten, während sich die Delinquenten in Denunzianten verwandelten.

Im folgenden werde ich mich auf die Rolle des Denunzianten Cabet konzentrieren, der mit bemerkenswertem Geschick daran ging, seine egozentrische <Haltlosigkeit mit der preußisch-pflichterfüllten Staatsräson des Direktors Berg in Übereinstimmung zu bringen. Er war überraschend lang erfolgreich, nicht zuletzt deshalb, weil es ihm gelang, die meisten Mitgefangenen und alle auf Korrektheit bedachten Beamten — selbst in der Hölle Bochum die Mehrheit — unter Kontrolle zu bringen.

Zuerst mußte Cabet, seinem Selbstverständnis entsprechend, in die Position des privilegiertesten Gefangenen aufrücken. Hier half ihm vor allem sein nationalistische Gesinnung. Mit Billigung von Berg genehmigte ihm de Someskoy ein Fernsehgerät, eine unglaubliche Errungenschaft für Bochumer Verhältnisse. Als ein anderer Gefangener, ein Unternehmer, ebenfalls in den Genuß eines Fernsehers kam, kippte Cabet ihn durch eine raffiniert eingefädelte Intrige. Bald darauf setzte er durch, daß von der Aussenscheinwerfer-Anlage, die bei meiner Ankunft im August 1976 installiert worden war, der Strahler abmontiert wurde, der seiner Zelle gegenüber angebracht ist und die meinige von links flankierte, während der rechts flankierende installiert blieb. Schließlich kam er in den völligen Genuß der Badeabteilung, die fortan zur Drehscheibe seiner Intrigen wurde.

Denunziant wie Direktor wußten um ihre symbolische Bedeutung: Gefangene, die sich an solidarischen Initiativen beteiligten, bezahlen dies mit einer Verschlechterung ihrer Haftbedingungen. Umgekehrt verbessern die Delinquenten ihre Situation, sobald sie zu Kreuze kriechen und zu jenen denunziatorischen Schaltstellen werden, durch die die Gefängnisbürokratie sich in die wimmelnde Masse der Gefangenen hineinschiebt, sie vereinzelt, gegeneinander ausspielt.

Als diese Arbeit getan war, ging Cabet daran, Gefangene unter seine persönliche Herrschaft zu zwingen. Dabei kam im zugute, daß er über eine hochqualifizierte und trainierte Motorik verfügt, mit der er Bedrohung sehr körperlich auszudrücken vermag. Dadurch und mit Hilfe häufiger Wutausbrüche kam und kommt er bei ängstlichen Mitgefangenen leicht ans Ziel. Genügte dies nicht, erpreßte er sie. Er spielte ihnen verbotene Utensilien zu und kündigte, wenn sie

unbotmäßig blieben, eine baldige Razzia durch die Sicherheitsabteilung an. Auch gibt es Gefangene, die Cabet geschlagen hat. Seine härteste Strafe aber war, einem widerspenstigen Vasallen vor möglichst vielen Zeugen ins Gesicht zu spucken.

Auch Beamten gegenüber entwickelte Cabet besondere Methoden der Einschüchterung. Den Beamten, die sein Treiben oder seinen Pakt mit der Gefängnisleitung mißbilligten, drohte er nicht selten mit der Bemerkung, er sei in der Lage, jeden von ihnen durch erfundene Denunziationen kaltzustellen, wenn er nur wolle. Er veranlaßte diese Beamten zu Handlungen, die bei Bekanntwerden dienstrechtliche Folgen gehabt hätten. Meistens genügten Bagatellen. Dann erpreßte er auch sie. Auf diese Weise operierte er ziemlich unverfroren.

Zu diesen Unverfrorenheiten gehört z. B. die Tatsache, daß er die Tabakwährung zeitweilig ganz unter seine Kontrolle brachte. Cabet ist Anhänger des liberalkapitalistischen Wirtschaftssystems, wonach sich Angebot und Nachfrage wechselseitig frei zu regulieren haben. Die Tabaknachfrage ist jedoch aufgrund des Verbotes sehr groß. Also paßte die Austauschrelationen an. Darüber hinaus erhob er Sonderzuschläge, die er gewaltsam eintrieb. Es gab Zeiten, wo zwei Päckchen einfachen Tabaks eine Armbanduhr kosteten — mittlere Preisklasse, in der Empfehlung des ›Quelle‹ Katalogs.

Ich erinnere mich auch, daß er einem anderen Gefangenen Prügel androhte, weil er sich weigerte, ihm ein Fernseekabel zu besorgen. Er verprügelte ihn bald darauf unter exakt den Bedingungen, die er angekündigt hatte. Zu dieser Zeit forderte ich ihn vor Gefangenen auf, sich für sein Verhalten zu entschuldigen, da er durch seinen Egoismus die letzten Reste von Solidarität zerstöre.

Sofort drohte er mir ein noch viel schlimmeres Schicksal an. Den letzten Kontakt, den ich mit ihm im März hatte, beendete er vor dem Wiedereinschluss nach meiner Freistunde mit den Worten: »Ich ficke jeden, der meine Kreise stört. ich werde dir Kommunistenschwein die Knochen brechen. Du wirst die Balustrade herunterfliegen. Die Grünen werden sich vorher umdrehen. Keiner sieht was. War dann Selbstmord.«

Das Gefangene und sogar Beamte dies mitanhörten, störte ihn keineswegs. So sich fühlte er sich. Monate später wiederholte er seine Drohung. Für die Gefängnisleitung, der all das nicht unbekannt geblieben war, bestand dennoch kein Anlaß, etwas zu unternehmen. Wieso auch? Sie ist berüchtigt für harte Sanktionen schon nach Kleinigkeiten. Obwohl ich im dritten Stock zwei Zellen neben Cabet untergebracht war, wurde ich nicht aus seiner Nähe wegverlegt. Bis zum zweiten Denunziationsversuch hatte Cabet Narrenfreiheit.

Damit ist jenes von Cabet inszenierte Herrschaftsgeflecht grob skizziert, das er einem anderen Gefangenen gegenüber einmal stolz als seine ›Krümede-Mafia‹ bezeichnet hat. Beim Aufbau dieser ›Mafia‹ hat er vor

allem vom Bedürfnis der Gefängnisleitung profitiert, über Informanten unter den Insassen der Haftklinik zu verfügen. Cabet ist ein armer, geschundener Mensch. Trotz allem. Die eigentlichen Lumpen tragen Uniform.

Frustrierte Gymnasiasten als Totschläger

Beamte des Mobilen Einsatzkommandos (MEK) vertragen keinen Spaß. Die Saloppheit, mit der sie sich manchmal bewegen, täuscht. Die Pistole, ohne Halfter in Höhe der Gesäßfalte in den Hosenbund gesteckt, drückt keine anerzogene Distanz zur Waffe aus, im Gegenteil. Der MEK-Beamte im Jeans-Look steckt nicht wirklich in seiner Haut. Der Kampfanzug ist ihm näher.

Sehen Sie sich die nordrhein-westfälischen MEK-Spezialisten in Combat-Montur an. Mit dem Drillich können Sie sich gerade noch anfreunden, Sie kennen ihn von der Bundeswehr her, falls Sie jemals dabei waren: Sie träumen dann sicher auch davon, im Drillich, dem offiziellen Arbeitsanzug, im Dreck zu liegen, statt im dickfilzigen Kampfanzug. Mit den hochgeschnürten Combat-Stiefeln wird es schon schwieriger. Die Waffen? An die sind Sie inzwischen gewöhnt worden. Auffällig ist nur das Messer, mehr ein Hirschfänger als ein Nahkampfstilet. Einmal wurde ich, zwischen den Beinen eines gigantischen Nahkampf-Hünen hingekauert, in einem Krankentransporter chauffiert. Ich war in einer Kreislaufkrise und bekam nur Teile des Gesprächs mit, das der MEK-Mann mit dem begleitenden Sanitätsbeamten führte. Er gehörte zur inneren Schutzstaffel des nordrhein-westfälischen Innenministers. Abgebrochene Oberschule. Selbstbestätigung durch Karate. Aus Angst vor Arbeitslosigkeit Polizeischule. Dann Auswahlkurse unter der Regie von Psychologen: Reaktionstests, Leistungssport, Motivationstraining, Einübung gezielter Aggressionen. Eine Ausbildung wie beim großen Heroin-Ringen: zum Totschläger.

Möglich, daß er gegenüber den Sanitätsbeamten übertrieb. Die Schilderung seines Alltags war auf jeden Fall glaubwürdig. Dasein als Schatten des Ministers, manchmal in Uniform bei großen Eskorten und Veranstaltungen, meist Mittelständlerzivil, aber auch blue-collar-Montur. Ansonsten tagelang allein mit der Spezialcrew: Tischtennis, Sprints, Kraftsport. Soweit ich konnte, hörte ich zu. Gegen Ende der Reise von Düsseldorf nach Bochum oder auch Köln wurde es schwieriger.

Der MEK-Mann begann von seinen Einsätzen zu erzählen. Es waren nicht viele gewesen, es gab auch keine Toten. Aber immerhin. Der Bericht kreiste um das Problem, daß dem MEK-Spezialisten, im Gegensatz zu seinen Ausbildungsjahren, der Nahkampfkontakt mit Händen, Stiefelabsätzen und notfalls mit dem Messer untersagt wurde. Die »neun Millimeter« gerieten in den Vordergrund. Einmal habe er, streng nach Vorschrift, einen verletzten Gefangenen auf einem Spezialtransporter im Transporter angeschossen, als der randalierte. »Denn wenn die Typen durchdrehen, sind sie plötzlich bärenstark.« Dabei blickte er vielsagend auf mich herunter, das kreislaufgeschädigte Häufchen Elend zwischen

seinen Knien, das überdies noch an den Händen gefesselt war. Ich raffte meine letzte Energie zusammen und fragte ihn, warum er sich nach alldem noch mit dem Hirschfänger dekoriere. Habe das mit dem Namen seines Innenministers zu tun? Bis zum Ende der Reise hatte ich Ruhe.

Ansonsten zog ich im Kontakt mit den MEK's den Kürzeren. Anfang August 75 wurde ich mit der selbstgestellten Verdachtsdiagnose Magendurchbruch oder Darmverschluß aus dem Gefängnis Ossendorf in eine Kölner Klinik transportiert. Der Gefängnisarzt Bechtel hatte sinnvollerweise durchgesetzt, daß ich in das Krankenhaus kam, in dem ich am 9. Mai 75 erstversorgt worden war. Der Transport wurde ein gigantischer Aufmarsch. Es war ein riesiger Konvoi, der sich da am späten Abend vom Gefängnis Ossendorf nach Köln-Holweide in Bewegung setzte. Das Ganze wiederholte sich noch einmal im Oktober, und ich weiß nicht mehr mit Sicherheit, ob mir die Sonderbehandlung während des Transportes im August oder im Oktober widerfuhr.

Die »unmittelbare Kontaktsicherung« — diese Phrase schnappte ich vom Einsatzleiter auf — wurde von einer Gruppe des Kölner SEK (Sonder-Einsatzkommando) übernommen. Im Flur des Transport-Trakts des Ossendorfer Gefängnisses begann ihre Zuständigkeit. Unter den Augen des Einsatzleiters wurde ich von den SEK-Leuten auf die Trage gelegt und mit Händen und Unterschenkeln angefesselt. Die Knie, die ich zur Linderung des Vernichtungsschmerzes angewinkelt hatte, wurden heruntergezogen und zusätzlich fixiert.

Den Anstaltsarzt, der bei der Prozedur zugegen war, fragte ich, ob er diese unerträgliche Schmerzverschlimmerung ärztlich verantworten könne. Bechtel lachte und zuckte mit den Schultern. Zynisch oder nur hilflos? So wurde ich in den Notfallwagen, ein Rettungsauto des Arbeiter-Samariterbunds, hineingeschoben. Während der Fahrt nahmen die Schmerzen wehenartig zu. Ich bäumte mich auf und brachte es irgendwie fertig, die Knie doch anzuziehen. Daraufhin beugten sich die beiden begleitenden SEK-Leute über mich, stumm, mit ausdruckslosen Gesichtern, extrem distanziert und nüchtern. Sie führten ihre Hekler-und-Koch-Mp's im Kreisbogen herum, fast langsam und bedächtig, und drückten mir die Läufe in den Bauch. Dann stießen sie meine Knie nach unten. Bei der gesamten Aktion wurde kein Wort gesprochen. Am Verhalten war nichts sadistisch.

Die Beamten agierten so, als hätten sie strikte Anweisungen zu erfüllen, präzise, überlegt, ohne Emotionen. Im Notfallwagen war auch ein Angehöriger des Arbeiter-Samariterbunds. Ich sah ihn aus den Augenwinkeln, als ich vor Schmerz den Kopf zur Seite drehte. Er blickte mich an, entgeistert und stumm. Es war wie eine Erlösung, als ich vor dem Krankenhaus ausgeladen wurde. Ich hörte noch aus weiter Ferne, wie der Einsatzleiter herumschrie, er sei der Stellvertreter des Polizeipräsidenten, er bringe hier einen Lebenslänglichen, der einen seiner Kollegen ermordet habe, das Foyer müsse sofort geräumt werden, weitere Sicherheitsmaßnahmen werde er gleich anordnen. Bei dieser

Aktion hatte ich schwer verloren. Wenn die Erniedrigungen und Beleidigungen eine gewisse Grenze überschreiten, wird es gefährlich für alle Beteiligten. Sie graben sich tief ein in ihre Erinnerung, und diese Erinnerungen können lange warten, bis sie zur Abrechnung kommen.

Am nachhaltigsten hatte ich mit MEK-Leuten aus Bochum zu tun. Ich lag nach der Darmoperation vom 6. August 75 acht Tage lang auf der Intensivabteilung der Bochumer Unfallklinik. Meine Situation war verzweifelt. Die Überlebensreserven waren dahin. Ich durchlief die Aufwachphase nach der Narkose als typische Persönlichkeitsspaltung: als plattgedrückter biologischer Subjektrest und als übersensibles Individuum. Die erste Wahrnehmungsfetzen war banal: zwei junge Männer in Räuberzivil liefen mit Maschinenwaffen vor mir herum. Ich arbeitete stundenlang an diesem Ereignis. Ich lief erst einmal um das Bett herum und begutachtete meine Situation: Magenschlauch, Blasenkatheder, Infusionen über ein Subklaviakatheter — ich war also operiert worden und existierte noch. Die Apparaturen im weiteren Umfeld sprachen für eine Intensivstation.

Dagegen schlug zu Buch, daß die Männer an den Waffen darin herumschlenderten wie auf der Straße, keine weißen Kittel, keine Überschuhe. Ich arbeitete mich ab an diesem Widerspruch. Er löste sich auf, als ich die Welt jenseits der Fenster nach und nach wieder auf mich bezog: ein querstehendes Nachbargebäude, ein Baum, eine Serie von Hinterhöfen, keine abschottenden Mauern. Es kam auch medizinisches Personal herein. Kommunikation war nicht möglich, denn sie sahen nur den bewußtlosen biologischen Rest. Das neben mir auf dem Fußboden hockende Individuum bemerkten sie nicht.

Irgendwann später gelangte ich in die Körperhülle zurück. Um diesen Prozeß zu sichern, machte ich rhythmische Kopfbewegungen. Ich war wieder da, wollte registriert werden. Die MEK-Beamten, die am Eingang standen, vergalteten es mir schlecht. Sie bemerkten mein Wiedererwachen, der Raum füllte sich mit bewaffneten Zivilen. Einer beugte sich über mich. Frage: »Warum haben sie geschossen?« Ich antwortete, er solle sich woanders erkundigen, Landeskriminalamt oder sonstwo, ich selber bräuchte Ruhe. Das Aufgebot wurde immer dichter, bunter.

Wechselnde Bilder von MEK's und politischen Polizisten in allen nur denkbaren Positionen, mit medizinischem Personal durchmischt. Dann kam ein zweiter Verhörversuch, vorbereitet durch den Abbruch des bisherigen Stimmengewirrs. »Wissen Sie, wir haben ihre Bewachung verstärken müssen. Es wurde ein Telefongespräch abgefangen in Flensburg, eine Untergrundgruppe will sie liquidieren. Sie wissen zu viel. Warum haben sie geschossen?« Immer mehr Gesichter beugten sich über mich, diesmal lauernd, aber zugleich auch ausdruckslos.

Vor diesem Zynismus erstarrte ich und stürzte ins Bodenlose. Nach einer Weile begann ich, diesmal aktiv, erneut mit dem Aufspaltungsprozeß in Subjekt und Körperhülle. Ich wollte nicht mehr weiterleben. Ich setzte

mich auf die Krone der Infusionsanlage und begann mit ersten Überlegungen: wie läßt sich das bewerkstelligen? Wie kann ich Magenschlauch, Blasenkatheder, Drains und Infusionsanlage gleichzeitig herausreißen und mich aus dem Fenster stürzen? Ich maß die Entfernungen zu den Fenstern. Es kam nur das links von mir gelegene in Frage, denn die beiden vorderen gingen in ein nur wenig tiefer gelegenes waagerechtes Dach mit Wellpappe über. Die Überlegungen waren müßig. Ich konnte gerade den Kopf anheben, die Zehen und Sprunggelenke bewegen. Alle weiteren Versuche scheiterten, ich war noch immobil. In dieser Situation kam eine Frau herein und begann, den Infusionskatheter zu spülen. Ich sagte ihr, sie solle vorsichtig sein, ich hätte einmal miterlebt, wie ein Kollege durch unvorsichtiges Spülen eine tödliche Lungenembolie gesetzt hätte.

Diesen abrupten Vorschlag zum bedinglosen Überlebenswillen werde ich nie vergessen. Genausowenig die kleine Geste der Krankengymnastin etwa einen Tag später, die mein andauerndes Entsetzen bemerkt haben mußte und mir die Wange streichelte. Wir wollen nicht das Leben mitreißen, wenn wir für eine vermenschlichte Gesellschaft kämpfen.

Alles, was ich hier schildere, ist wirklich so gewesen, fraglich ist nur der zeitliche Ablauf. Mein Anwalt kam. Nach langen Auseinandersetzungen durfte er bei offener Tür mit mir reden. Ich schilderte ihm den Verhörversuch. Die Legende vom abgehörten Gespräch in Flensburg wurde ihm vom Leiter der politischen Polizei in Bochum ausdrücklich bestätigt, während die Bundesanwaltschaft dementierte. MEK und politische Polizei Bochum hatten auf eigene Faust auf das Verhör in der Aufwachphase gesetzt. Sie hatten meinen Zusammenbruch betrieben, um sich mit irgendwelchen Aussagen zu schmücken. Was für Erfindungen hätten sie lanciert, wenn ich mich tatsächlich aus dem Fenster gestürzt hätte?

Ich war Zeuge der MEK-Dialoge in den folgenden Nächten. Die Zivilen erzählten über ihre Urlaubsreisen und ihre Karrieren. In allen Fällen, die sich im Verlauf dieser Woche selbst darstellten, handelte es sich um Fast-Abiturienten, die sich über Leistungskurse, Sonderprüfungen und –zulagen in der Fortsetzung ihres unterbrochenen Mittelklasse-Aufstiegs trainierten. Ihre Rekrutierung ist eine rein apparativ-technologische. Es geht um die Zerstörung der allen Menschen innewohnenden Hemmschwelle des Tötens mit Hilfe eines weit gefächerten Arsenal von Leistungsauslese und Mechanisierung des Sozialverhaltens. Ein irgendwie politisch-ideologisch gefärbtes Feindbild wird nicht mitgeliefert. Die Polizeiführungen halten besondere Ideologisierung des Vernichtungsobjektes, des Untermenschen-Terroristen, nicht mehr für erforderlich.

Gerade diese unpolitische Erziehung hat eine zutiefst politische Note. Wer in die besser bezahlten und interessanteren Spezialabteilungen aufrücken will, muß rabiater sein und schneller schießen als seine Kollegen. Das genügt. Die fünfzig Razzia-Toten der beiden letzten Jahre [1975-1977] pflastern diesen Aufstieg.

Die MEK's sind labile Killer-Avantgarden des herrschenden Systems, ohne wirklich verankerte Barrieren, wie sie in dem Modell Deutschland gegenwärtig infolge seiner Tendenzen zur Selbstbegrenzung noch vorhanden sind. Hier tickt eine Zeitbombe. Die MEK's kennen keine, wie auch immer geartete Einschränkung ihrer gewalttätigen Dynamik. Der Staat produziert sie als soziale outlaws. Es ist durchaus denkbar, daß sie bald zu einer Gewaltkriminalität übergehen, die sich von jenen »rechtsstaatlichen Fesseln« freimacht, die sie gegenwärtig noch in Grenzen halten. Die fein abgestuften Wechselbeziehungen zwischen sozialpolitischen Zugeständnissen an die breiten Massen und der gezielten Vernichtung revolutionärer Minderheiten, die den gegenwärtigen sozialdemokratischen Machtstaat charakterisieren, könnten bald zu Bruch gehen. Denn die MEK's sind zusammen mit der geheimen Staatsschutzpolizei längst zu starken Motoren einer Renazifizierung von innen heraus geworden.

Es wird mir unauslöschlich in Erinnerung bleiben, wie die Polizei-»Freaks«, die uns in ihren Jeans äußerlich so weit nachahmen, über ihre Urlaubsreisen erzählten. Einer von ihnen war vierzehn Tage lang in Paris gewesen. Aber was für eine Metropole hatte er erlebt? Empfänge im Polizeipräsidium. Veranstaltungen und Essen in Polizeikasinos. Ein paar Besuche in Kasernen der CRS in der Provinz. Das war alles. Frankreich und Paris waren erstarrt zu einem mechanischen innerpolizeilichen Etwas, angefüllt mit vergleichenden Betrachtungen über die Karrieremöglichkeiten diesseits und jenseits des Rheins. Ein zweiter berichtete über einen Kurzurlaub an der Costa Brava. Auch er war voll von Beobachtungen über die Guardia Civil. Aus Barcelona wußte er nur zu berichten, was seine spanischen Kollegen über ihre Vorbereitungen auf die Unruhen der Nach-Franco-Zeit erzählten. Ansonsten hatte er buchstäblich nicht gelebt. Er war nur Autobahnen gefahren. Er wußte Schreckliches über die Faulheit und Dickschädlichkeit der Reparaturarbeiter in den französischen Autowerkstätten zu erzählen, denn es hatte Ärger mit dem Wagen gegeben.

Der Urlaub hatte keinerlei Auflockerungen im Verhältnis von sozialer Desintegration und staatlich kanalisierter Aggressivität gebracht. So sprachen die personifizierten Maschinerien staatlicher Gewalt die Nächte durch. Monologe, die sich gegenseitig im Vierstundenrhythmus hielten.

Imaginäre Schneegestöber

Haben Sie schon mal länger unter Schlafstörungen gelitten? Falls nein, sollten Sie trotzdem dafür sorgen, daß alle, die andere Menschen mit Schlafentzug quälen, nicht ganz ungeschoren bleiben. Es gibt eine ganze Menge davon. Ich meine die Akteure des verschärften Strafvollzugs im Zentrum des Rechtsstaates.

Ich habe in unterschiedlichen Phasen der Inhaftierung mit den imaginären Schneegestöbern Bekanntschaft gemacht. Über die längste und verheerendste will ich erzählen, sie dauerte elf Monate lang. Als ich im

August 1976 endgültig in die innere Gefängnis­klinik Bochum verlegt wurde, waren Elektriker gerade dabei, an der Traktseite meiner Zelle gegenüber zwei zusätzliche Scheinwerfer zu installieren. Die Strahler waren in etwa fünf Meter Abstand direkt auf die Zellenfenster gerichtet und zwar in Höhe des dritten Stocks, in dem sich die Terroristenzelle 3/38 befindet. Sie flankierten meine Zelle, je 500 Watt, in wenigen Metern Abstand. Am späten Abend des 1. August hatte ich erstmals die Bescherung. Drei Scheinwerfer — der dritte, weiter entfernt, war auf dem gegenüberliegenden Verwaltungsgebäude montiert und schon vorher dagewesen — machten die Zelle taghell. Im ersten Augenblick hatte ich wenig dagegen. Denn bis jetzt war die Zellenbeleuchtung immer um 22 Uhr gelöscht worden. Vom August an konnte ich ohne Unterbrechung weiterlesen. Dank der Scheinwerfer war es nun in der Zelle immer Tag.

Die Euphorie war nach zwei, drei Tagen vorüber. Als ich merkte, daß ich unter den Scheinwerfern nicht einschlafen konnte, gewöhnte ich mir an, bis zum Morgen durchzulesen. Der Schlaf, der dann einsetzte, wurde durch den um Punkt sechs beginnenden Knastalltag gestört und immer oberflächlicher.

Nach etwa einer Woche blieb nur noch apathisches Dösen mit ganz kurzen Schlafspitzen übrig, ein buchstäblicher Minutenschlaf. Ich verlor die Konzentration und damit die Lust am nächtlichen Lesen. Es begann eine beängstigende Desorientierung. Das Raum-Zeit-Gefühl ging verloren. Die Betätigung der Gegensprechanlage durch die Beamten, die die Stimmen zu einem Schleppern aushölte, versetzte mich in Unruhe. Ich wurde fahrig, unfähig, längere Zeit zulesen, Gedanken festzuhalten und zu notieren. Bei Besuchen brauchte ich immer längere Anlaufzeiten, um mich auf die Situation einzustellen. Ich bekam eine Zeitlang Schlafmittel. Die waren bald ohne jede Wirkung. Der Vorschlag des Abteilungsarztes, ich sollte einfach eine Decke vors Fenster hängen, hatte böse Folgen: Die schlagartig abgedunkelte Zelle alarmierte mich zusätzlich, hielt mich wach und führte zu der falschen Wahrnehmung, daß sich die gut zwanzig Kubikmeter Zelle auf meinen Körper zubewegten. Überdies schrien die Beamten der Nachtschicht herein, ich solle die Decke wieder abnehmen.

Ende August sah ich die ersten Schneegestöber. Weiße Fäden, die sich in den Freiflächen des doppelt vergitterten Zellenfensters von oben nach unten bewegten. Es war wie im Film, wenn der Streifen reißt. Allmählich verklumpten die Fäden sich. Sie verwandelten sich in tanzende Flecken, deren Bewegungen nach und nach langsamer wurden.

Ich wollte das alles nicht wahrhaben. Ich klammerte mich an die Gitter und blickte scharf nach draußen. Die Konturen der Mauer, des davor abfallenden Daches, des Transporthofs und des dahinterliegenden Verwaltungsgebäudes hatten sich verwischt. Es war wie der Blick durch eine Milchglasscheibe. Ich griff durch die Gitterstäbe. War das Zusatzgitter etwa durch ein Fliegennetz ersetzt worden wie in Ossendorf, das beim Hinausschauen einen ähnlichen Effekt hervorruft?

Nein, es war alles wie zuvor. Je schärfer ich schaute, desto verschwommener und statischer wurde, was ich erblickte. Ließ ich mit der Konzentration nach, löste sich die Milchglasscheibe in einzelne Flecken auf und wurde wieder beweglich.

Es wurde gefährlich, als sich das Schneegestöber in die Zelle hinein fortsetzte. Ich schloß die Augen und fing an zu singen. Mit geschlossenen Augen ging ich die Zelle auf und ab, vier Schritte hin, vier Schritte her. Ich sang mein ganzen Repertoire herunter. Dann veranstaltete ich Selbstgespräche. Fiktive Dialoge meiner Person, wobei die Partner zwei unterschiedliche Fremdsprachen sprachen. Ich wurde selbst zu diesen zwei Personen. Die Konzentrationsübungen, die ich inzwischen absolviert hatte, verschmolzen mit Halluzinationen. Jeglichen Zeitgefühls verlustig und getrieben vom Zwang, die Grünen und Weißen nichts davon merken zu lassen, holte ich mich in die Wirklichkeit zurück.

Diese Kämpfe dauerten oft Tage. Schließlich eroberte ich einen umgekehrten Tag-Schlaf-Rhythmus. Ich las und arbeitete nachts. Ich döste tagsüber, schlief zwischendurch in zwei kurzen Phasen, gegen 9 und 17 Uhr. Ich begann, mich mit dem Schlafentzug zu arrangieren. Die optischen Falschwahrnehmungen nahm ich ohne Widerstand hin. Bitter wurden die anschließenden Auseinandersetzungen mit den Halluzinationen. Ich gab ihnen ein Stück nach, lebte mich sie ein, um sie dann von innen heraus zu disziplinieren und auszulöschen. Es war ein Kampf mit dem Wahnsinn.

Der Grat, den ich entlang wanderte, war oft sehr schmal. Ich war chronisch krank, hatte Kreislaufstörungen. Ich verbrauchte die letzten Reserven, um nicht das zu durchlaufen, was der Schlafentzug bezweckte: die Verwandlung des Vorverurteilten, des Delinquenten, zum psychiatriebedürftigen Wahnsinnigen. Es half mir sehr, daß ich den Medizinalbeamten nach einer eklatanten Verletzung meiner Rechte als Untersuchungsgefangener — sie hatten die Vollendung eines medizinischen Gutachtens zur Frage der Haftunfähigkeit hintertrieben und mich für praktisch unbegrenzte Zeit verhandlungsfähig geschrieben — den weiteren Zutritt zu meiner Zelle verbieten konnte. Es kam nur noch ein externe Belegarzt zu den Morgenvisiten. Morgens war ich einigermaßen fit. Überdies konnte ich darauf bauen, daß dieser Arzt kein sonderliches Interesse daran hatte, den Staatsschutz über neue mögliche Angriffspunkte zu informieren.

Ich war nicht der einzige, für den Bochum durch die Außenscheinwerfer vollends zur Hölle wurde. Im Herbst 76, ich war noch in Isolationshaft, ging Guillaume auf dem Weg zum Labor an mir vorüber. Es gab ein paar Gesprächsfetzen, wie damals in Ossendorf, bevor wir von Beamten weitergetrieben wurden. Guillaume war dringend behandlungsbedürftig. Er lag zwei Zellen neben der Terroristenzelle 3/38, die unmittelbar benachbarten Zellen sind immer leer. Die Scheinwerfer raubten auch ihm den Schlaf. Als seine Beschwerden nichts nützten, erreichte er seine Rückverlegung ins Zuchthaus Rheinbach. Er war nur ein

paar Tage in Bochum gewesen. Dann lehnte er jegliche weitere medizinische Behandlung ab.

Ein paar Wochen später wurde 3/36 neu belegt. Es handelte sich um einen Untersuchungsgefangenen, der erst vor kurzem verhaftet worden war. Ich hörte ihn in der zweiten oder dritten Nacht. Er hatte offensichtlich die erste Phase der optischen Falschwahrnehmungen sehr schnell durchgemacht. Die ganze Nacht über stand er am Zellenfenster und rüttelte an den Stäben. Sobald der Doppelposten vorbeikam, fing er an zu brüllen. Er glaubte in ihm Frau und Kind wahrzunehmen. Er phantasierte darüber, wie er die beiden sah. Er machte sich Vorwürfe, weil er unfähig war, auf sie zuzugehen und sie in die Arme zu schließen.

Das wiederholte sich mehrmals, Nacht für Nacht. Schließlich geriet er in einen akuten Panikzustand. Er schlug die Zelle kurz und klein. Das Rollkommando kam, klatschende Schläge, langgezogene Schreie, irgendein Weißkittel spritzte ihn ab.

Einige Tage später erfuhr ich, daß er in der psychiatrische Landesanstalt Eickelborn gebracht worden war. Ein Sanitätsbeamter sagte lakonisch: Schizophrenie, Hirnschaden. Als ich ihm erwiderte, nichts davon treffe zu, dies sei die Folge der Außenscheinwerfer und des Schlafentzugs, ging er aus der Zelle und lachte dröhnend, als er abschloß. Er ereiferte sich draußen vor der Zelle, zusammen mit anderen Beamten. »So weit kommt es noch, jetzt machen *wir* die Typen krank. Dieses Gesox hat immer einen Dachschaden, ist dreckig, asozial, minderwertig. Kurzen Prozeß sollte man machen.« Welcher Nazi-Mediziner hat diesen Sanitätsbeamten das kleine Einmaleins der Psychiatisierung beigebracht?

Im Februar 1977 erstattete ich bei der Strafanwaltschaft Bochum Anzeige gegen den Gefängnisdirektor und die Medizinalbeamten. Ich wies darauf hin, daß ich die Medizinalbeamten darüber informiert hatte, daß es sich beim Schlafentzug um ein wissenschaftlich genau definiertes Krankheitsbild handelt. Die Staatsanwaltschaft hat bis heute [März 1978] dazu geschwiegen. Das Thema scheint absolut tabu zu sein. Vor allem hat die Vorgehensweise inzwischen Schule gemacht. Außenscheinwerfer oder direkte Nachtbeleuchtung in den Zellen werden seit der Verabschiedung des Isolationshaftgesetzes in breitem Rahmen angewandt, nach aktuellen Informationen bei knapp der Hälfte der wegen krimineller Vereinigung angeklagten oder verurteilten Gefangenen. Der Schlafentzug wird sogar teilweise unter direkter ärztlicher Beobachtung bei gesunden Gefangenen praktiziert. Rolf Pohle beispielsweise ist monatelang in einer ›Verrücktenzelle‹ des Krankenreviers im Zuchthaus Straubing untergebracht gewesen, bis er kürzlich für die Zeit seines neuen Prozesses nach München verlegt wurde. Auch seine Zelle war Tag und Nacht beleuchtet. Erfüllungsgehilfe dieses barbarischen Akts war der sattem bekannte Zuchthausarzt von Straubing, Last. Diese Bestialität, mit veranstaltet von ärztlichen ›Kollegen‹, raubt mir auch heute noch, in Freiheit, den Schlaf.

Die Gefängnisbeamten

Vom Mai 75 bis Juli 77 saß ich in drei nordrhein-westfälischen Gefängnissen ein: Köln-Ossendorf, Düsseldorf, Bochum. Ich hatte, gezwungenermaßen, Kontakt mit einer größeren Zahl von Gefängnisbeamten. Die Beobachtungen, die ich dabei machte, decken sich weitgehend mit den Berichten von Mitgefangenen über Sozialstruktur und -verhalten der Grünen. In den — natürlich sehr fragmentarischen — Biografien der Basis der Gefängnishierarchie, der Schließer, Hilfspfleger und einfachen Sicherheitsleute, gibt es bemerkenswerte Übereinstimmungen. Sie kommen fast ausnahmslos aus Proletarierjobs. Fast die Hälfte der einfachen Gefängnisbeamten von Ossendorf kommt aus dem Bergbau, in Düsseldorf dürfte der Anteil der ehemaligen Bergleute etwas niedriger sein, am höchsten ist er zweifellos in Bochum. Unter den übrigen 50 Prozent finden sich auffällig viele DDR-Emigranten.

Es handelt sich dabei im einzelnen um drei Generationen. Die über Fünfzigjährigen fielen der Rationalisierungswelle zum Opfer, die Ende der fünfziger Jahre im Ruhrgebiet begann und sich Anfang der sechziger in der Region Aachen-Düren fortsetzte. Sie erfüllten das vorgeschriebene Soll der Sozialpläne zur Neuzusammensetzung ihrer Arbeitskraft nicht. Bei den Umschulungen kamen sie nicht richtig mit. Andere versuchten sich kurzzeitig als Metallarbeiter oder als Handwerker in kleinen Klitschen, vor allem die Zimmerer und Schlosser. Dann gingen die Klitschen bankrott, oder sie schafften die Arbeitsrhythmen bei Opel Bochum, Demag und Thyssen nicht. Sie wurden wieder arbeitslos. Von den Arbeitsämtern wurden sie schließlich, als gar nichts mehr zu machen war, in die staatlichen Arbeitsbeschaffungsprogramme gesteckt. Bei den Verwaltungsreformen der sechziger Jahre wurde der Staatsapparat enorm aufgebläht. Aus dem Arbeitsmarkt wurden die überalterten Reste der Anpassungsfähigen selektiert: erneute Prüfungen, Umschulungen, Tests. Viele der noch übriggebliebenen Bergleute landeten im Strafvollzug.

Bei der Generation der Vierzigjährigen halten sich die DDR-Emigranten und die wegrationalisierten westdeutschen Arbeiter die Waage. Während sich das Schicksal der ehemaligen West-Bergleute dieser Generation weitgehend mit den Fünfzigjährigen deckt, ist die Umschulungskette der aus der DDR abgehauenen Arbeiter noch länger.

Die meisten waren Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre über die Grenze gegangen, als das Netz der Arbeitsnormen (TAN)[TAN = Technisch begründete Arbeits Normen 1955 -FDGB Lexikon] enger geknüpft, das Arbeitstempo verschärft, und die Betriebsgewerkschaftseinrichtungen bis hinunter zum Brigadier, wie vor dem Aufstand 1953, erneut in Agenturen der Leistungssteigerung umgewandelt wurden. Im Westen hatten sie schnell wieder Arbeit: an den Fließbändern. Mit Überraschung stellten sie fest, das es Westen alles das, wovor sie geflohen waren, längst gab, nur noch ein bißchen perfekter. Ein Beamter machte mir seine Arbeitsoperationen vor, ein beidhändiger Arbeitsplatz,

offensichtlich MTM-standarisiert. »Dafür«, sagte er, »können sie einen deutschen Arbeitsmann nicht kriegen. Das ist eher was für Türken. Ich machte die Biege. Ich hatte zum Glück Beziehungen, Sie wissen ja. die Flüchtlingsverbände.« Es folgte die Umschulung für den Staatsdienst. Als er bei den Polizeitest durchfiel, ging er in den Strafvollzug.

Die dritte Gruppe sind die Dreißigjährigen und darunter. Auffällig viele sind ehemalige Büroarbeiter, die in den letzten Jahren aus den unteren Angestelltenberufen gefeuert worden sind. Umschulungen in statusähnliche Jobs gibt es praktisch nicht mehr, seit inzwischen auch die Programmierer wegrationalisiert werden. Kurse zum Anlernen manueller Arbeitsoperationen werden gemieden wie die Pest. Das sind die Ausgangsbedingungen für den Staatsdienst. Sie wollen eine ruhige Kugel schieben, einen überschaubaren Tätigkeitsbereich behalten, vor allem aber keinen Einkommens- und Statusverlust. Sie sind nicht so ehrgeizig und brutal zu den Gefangenen wie das zweite Hauptkontingent von Altersgenossen, das aus der Zeitsoldaten-Gruppe der Bundeswehr kommt und statt als Stopper bei Opel oder als Polizeikommissar im Strafvollzug gelandet ist, weil bei irgendeiner Unteroffiziersprüfung etwas schiefgegangen war.

In den Biographien dieser drei Generationen gibt es also deutliche Unterschiede. Stark sind gleichwohl die Nivellierungstendenzen. Sie sparen fast durchweg auf ein Eigenheim. Im örtlichen Vereinsleben spielen sie oft führende Rollen: prämierte Taubenzüchter, organisierte Heimwerker, Jugendleiter in Sportclubs, Schützenvereins- und Stammtischbrüder. Die mehr als Fünfzigjährigen haben einen sarkastischen Realitätssinn. Für die ist die Uhr abgelaufen. Sie wurden ständig beschissen. Ihr Schließer-Dasein ist ihnen zuwider. Sie machen ihren Job wie jeden anderen auch. Sie sind selbst viel zu desintergriert, als daß sie an irgendeine Sozialisierbarkeit bei den Gefangenen glauben können.

Sie lassen die Gefangenen in Ruhe, damit er sie in Ruhe läßt. Vor allem hassen sie Politik, alle Politik ist korrupt. Vor Gefangenen, die sich in den — wie sie glauben: völlig aussichtslosen — Clinch mit dem Polizeistaat eingelassen haben und deshalb sitzen, haben sie enormen Respekt. Für sie steht dabei außer Frage, daß die Terroristen politische Delinquenten sind. Ihnen gegenüber wollten sie sich nicht die Finger schmutzig machen. Natürlich gibt es unter den älteren Grünen auch einige Sadisten. Aber das sind meistens Beamte, die seit der Nazizeit immer in Uniform gewesen sind.

Bei den Enddreißigern und Fünfzigjährigen ist ein Typ vorhanden, der sich stark für Reformen des Strafvollzugs engagiert. Er will seinen Job noch einen Sinn geben, meßbare Erfolge sehen. Er ist ausgesprochen loyal und effizienzorientiert: er weiß, daß er selbst leicht auf der anderen Seite der Barrikade stehen könnte, wenn der Staat ihm nicht vor dem endgültigen sozialen Abstieg unter die Arme gegriffen hätte. Deshalb hat er auch die größte Distanz zu den Gefangenen, macht aber gleichzeitig am meisten für ihre ›Humanisierung‹ Aufteilung in

überschaubare Gruppen, Disziplinierung durch Sport und Arbeit, Aufspaltung der Delinquenten in voneinander abgeschottete Behandlungskategorien. Wer spurt, die Akkorde in den Montagewerkstätten übererfüllt und keine subversiven Dinger dreht, kann es zu etwas bringen: Urlaub, Strafverkürzung, Sportgruppen, Gefangenenbeirat, offener Strafvollzug. Umso rabiater werden die Rebellen und Querulanten in Sondertrakten isoliert und mehr und mehr auch »medikamentös ruhiggestellt«.

Die größten Unterschiede gibt es bei den Jungen. Die wegrationalisierten Angestellten ähneln in ihrem Verhalten am ehesten den über Fünfzigjährigen. Die gescheiterten Unteroffiziere sind dagegen der harte Kern des Gefängnisregimes, sie potenzieren sozusagen das Kontingent der Vierzigjährigen. Sie sind die natürlichen Feinde der Gefangenen, die sich nicht unterwerfen wollen. Sie halten sich für den Umgang mit allen Arten von Störenfrieden und Unruhestiftern für kompetent. Sie sind die wichtigste Rekrutierungsbasis für alle gefängnisinternen Spezialdienste. Sie avancieren zu den Überwachern der neuen Sondertrakte. Aus ihren Reihen holen die Sicherheitsabteilungen ihre Kader. Der Staatsschutz braucht sie gegenwärtig für den Aufbau eines ihm direkt unterstehenden Sonderapparats für die Kontrolle der politischen Delinquenten. Die Ex-Unteroffiziere organisieren die knastinternen Spitzelsysteme und neutralisieren die weniger loyalen Beamtengruppen. Für sie sind die Gefängnisse kein Abstellgleis, sondern Sprungbretter für den weiteren Aufstieg in der Staatsbürokratie.

Kranke Gefangene

Ich verdanke mein Überleben meiner zufälligen Qualifikation in medizinischen Dingen und einer breiten Haftverschonungskampagne. Aber wie viele Gefangene sind im Verlauf dieser Kampagne gestorben: genauso haftunfähig, aber namenlos, ohne Unterstützung von außen, oft sogar ohne Kontakt mit den engsten Verwandten? Ich stelle immer wieder mit Schaudern fest, daß mein Schicksal als gefangener Patient alltäglich war. Die Bochumer Knastklinik für innere Krankheiten hat keinen guten Ruf. Sie besteht aus einem großen Gefängnisstrakt, einem damit verbundenen Flachbau mit Labor, Badeabteilung, Röntgeneinrichtungen usw. und einer kleinen Frauenstation. Die Freistundenhöfe sind für Männer und Frauen getrennt. Der gesamte Komplex liegt im Areal des Krümmede-Gefängnisses, einer Anstalt für Kurzstrafer. Die Knastklinik ist fast immer voll belegt: 80 Männer und 20 Frauen.

Aus eigener Erfahrung kann ich nur den alten, vierstöckigen Männertrakt beschreiben. Im Gegensatz zur chirurgischen Gefängnis Klinik Düsseldorf, die wirklich eine Klinik ist, sogar im Verhalten des Personals, ist dieser Trakt ein alter preußischer Zuchthausbau. Er hat keinen Bettenaufzug. Die Balustraden sind so schmal, daß ein Bettentransport aus und zu den Zellen unmöglich ist. Die Zellen selbst sind winzig, knapp acht Quadratmeter groß und stickig. Die Türen sind ebenfalls fürs Bett zu schmal. Wer die Erfordernisse und Konstellationen einer Akutklinik kennt, weiß, was das heißt. Jede Art von Notfallbehandlung ist un-

möglich, es gibt auch keinen Intensivraum, noch nicht einmal im Flachbau. Für die Gefangenen bleibt auch in der Genesungsphase nur die Zelle.

Der Architektur entspricht das Personal. Die teilweise vorzüglichen apparativen Einrichtungen im Flachbau sind mit gut qualifizierten medizinisch-technischen Assistentinnen besetzt. Die diagnostischen Möglichkeiten sind also nicht schlecht, und ein Teil der externen Vertragsärzte weiß sie auch zu nutzen. Trotzdem hört die notwendige Versorgung an der Gittertür des Flachbaus auf. Das hat einfache Gründe. Die externen Abteilungsärzte halten sich zum größten Teil nur sehr kurz im Trakt auf: zu den Morgensvisiten. Den übrigen Tagesdienst versehen zwei ältere Medizinalbeamte, die aber mit ihren Schreibarbeiten als Bedienstete des Strafvollzugs beschäftigt sind. Natürlich beherrschen sie die medizinische Routine: es war einer dieser beiden verbeamteten Internisten, der mir am Abend des 6. August 75 endlich die selbstgestellte Differentialdiagnose abgenommen hat. Von Notfallmedizin, die ohnehin erst seit fünfzehn Jahren praktiziert wird, verstehen sie jedoch nichts. Die Architektur ist hier also eine sinnfällige Verbindung mit einer gewissen medizinischen Analfabetismus eingegangen.

Von elf Uhr vormittags bis zum nächsten Morgen um acht gibt es an Werktagen praktisch keine ärztliche Versorgung, an den Wochenenden ist völlig dicht. Die Klinik ist zwar in diesen Zeiten seit kurzem an den allgemeinen Bochumer Notdienst angeschlossen. Aber Notärzte brauchen ihre Zeit, bis sie da sind; dazu muß es Hilfspersonal geben, das weiß, wann die Ärzte gerufen werden müssen. Dieses Personal ist äußerst rar in der Knastklinik Bochum.

Was das alles für die kranken Gefangenen bedeutet, habe ich mehrfach direkt oder indirekt mitbekommen. Ein Mitgefangener in der Zelle gegenüber geriet einmal in einen Herzanfall. Es verging kostbare Zeit, bis die Versuche, entsprechendes Notfallgerät in die Zelle hineinzuschaffen, an der Zellentür abgegeben wurden. Schließlich wurde der Mitgefangene auf der Trage weggeschleppt und über die schmalen Treppen drei Stockwerke tiefer nach unten verfrachtet. Er soll noch im Notarztwagen verstorben sein.

Ein anderer Mitgefangener, ein Student, erhängte sich im Juli 76 im vierten Stock an einer Zentralheizung. Ein bitteres Akrobatenstück. Der Beamte, normale Dienstzeit, kam erst eine Viertelstunde später, obwohl die Kalfaktoren sofort Alarm geschlagen hatten. Er soll noch gelebt haben, als die völlig unzureichenden Rettungsversuche einsetzten.

Ein anderer Mitgefänger bekam Anfang 77 einen Herzstillstand im Asthma-Anfall, es war ebenfalls normale Dienstzeit. Wieder schlugen Zellennachbarn und Kalfaktoren Alarm. Die Hausarbeiter begannen schließlich mit altertümlichen Wiederbelebungsversuchen, wie sie früher bei Ertrunkenen angewandt wurden, als die endlich hinzugekommenen

Beamten den Geschehen völlig hilflos gegenüberstanden. Der Mitgefangene verdankt sein Überleben einem externen Vertragsarzt, der zufällig anwesend war, denn es war Visitenzeit. Ich schrieb darauf hin einen Antrag, mit den Kalfaktoren Kurse über die Wiederbelebungsmaßnahmen abhalten zu dürfen. Der Antrag wurde keiner Antwort gewürdigt.

Überhaupt sind die einzigen, die sich für die kranken Mitgefangenen einsetzen, die Kalfaktoren, die Hausarbeiter. Für einen Tageslohn von drei deutschen Mark tragen sie die Hauptlast aller Tätigkeiten. Sie machen zusammen mit drei älteren Ordensfrauen die Krankenpflege, wechseln die Bettwäsche, reinigen die Zellen, praktizieren schlecht und recht die Krankengymnastik in der Badeabteilung, ernähren die Gefangenen. Sie sind in keiner Weise dafür ausgebildet. Trotzdem sind sie die einzigen, die, im engsten Kontakt mit den Kranken, ihre allfälligen Veränderungen im Krankheitsbild mitbekommen. Sie sind völlig unqualifiziert, aber ihre oft verstümmelte und rauhe Solidarität macht sie zu guten Beobachtern. Sie erzählten von einem Jugendlichen, der, mit gelb verfärbter Haut, in unansprechbarem Zustand eingeliefert worden war.

Er war ganz anders in seinem Verhalten als die ›Gelben‹, die Fixer mit ihren Leberentzündungen, die sonst hereinkommen. Der zuständige Mediziner habe ihre Bedenken abgetan: das sei ein Gelber wie jeder andere auch. Ein paar Tage später sei der Junge in eine externe Klinik verlegt worden, zu spät, um ihm noch zu helfen. Bei der Autopsie habe sich herausgestellt, daß er an einem Leberriß gestorben sei.

Von einem jugendlichen Mitgefangenen erfuhren wir die Vorgeschichte. Der Verstorbene war im Jugendgefängnis zusammen geschlagen worden, als er sich bei der Aufnahme weigerte, sich eine Blutprobe abnehmen zu lassen, und dann, offensichtlich schon im Leberkoma, nach Bochum verlegt worden. Wer trauert um diesen und andere Toten? Wann schlägt für die Verantwortlichen endlich die Stunde der Wahrheit? Derartige Fehldiagnosen kommen in allen Krankenhäusern vor, gewiß. Aber im Fall Bochum erscheinen sie wie eingeplant. Sie liegen an der Metalität der Medizinalbeamten, die von sich sagen, sie stünden dem Abfalleimer der nordrhein-westfälischen Gefängnisse vor (so der Leiter mir gegenüber), und die sich bei den Visten laut darüber beklagen, was für Gesoxs übers Wochenende wieder bei ihnen gelandet sei, können eben nur Abfalleimer-Medizin machen.

Sie kontrollieren lieber, ob der visitierte Gefangene den knasteigenen Schlafanzug trägt, als sich über seinen Zustand Sorgen zu machen. Ihre Patienten sind Untermenschen, im besten Fall Simulanten. Sie verhalten sich ihnen gegenüber nicht als Ärzte, sondern als Teil des Strafvollzugs, als besondere Glieder des Strafens. In Düsseldorf war das nicht so. Hier waren die Medizinalbeamten korrekt. Aber dafür sind sie von ›ihrer‹ Justiz auch entsprechend angegriffen worden. Soviel über die dramatischen Aspekte des Klinikbetriebs. Aber wie sieht es mit der

Routine aus? Sie bekommt eine besondere Note dadurch, daß die Medizinalbeamten es für eine Prestigefrage halten, ihr Etablissement offiziell dem Niveau einer mittleren internistischen Klinik jenseits der Gefängnismauern gleichzusetzen. Die Bochumer Medizinalbeamten sind bei der Justiz berühmt und bei den Gefangenen berüchtigt dafür, daß sie, von dieser großzügigen Selbsteinschätzung ausgehend, grundsätzlich haftfähig schreiben. Ich habe Gefangene kennengelernt, die in anderen Gefängniskliniken, beispielsweise Hohenasperg, für haftunfähig erklärt und daraufhin zu einer Art Oberbegutachtung nach Bochum verlegt worden waren: sie blieben in Bochum interniert. So wurde auch der Alltag zum Grauen. Ein Mitgefangener war im Gefängnis in Wuppertal in einer unbehandelten Kreislaufkrise schwer gestürzt.

Er litt seither an Kopfschmerzen mit ständiger Verschlimmerung, Migräne-Attacken und blitzartigen Ohnmachtsanfällen. Er war nur noch ein Schatten seiner selbst. Ich habe selten einen Menschen derart leiden gesehen. Bei einer endlich durchgekämpften neurologischen Untersuchung wurden die Folgeerscheinungen einer Blutung zwischen den Hirnhäuten festgestellt, die jedoch nicht groß genug schien, um eine sofortige Operation zu rechtfertigen. Der Gefangene blieb weiter inhaftiert.

Ein weiterer Gefangener, Sozialhilfe-Empfänger, wurde wenige Wochen nach einer Hüftgelenkoperation wegen eines Betrugsdelikts festgenommen und im Haftkrankenhaus interniert. Er war noch völlig immobil und benötigte eine qualifizierte Nachbehandlung. Nichts davon war in der Bochumer Haftklinik möglich. Trotzdem wurde er nicht entlassen. Schließlich zogen die Medizinalbeamten im juristischen Kleinkrieg den kürzeren. Sie vergalteten dem Mitgefangenen ihre Niederlage schlecht. Nach seiner gegen ihren Willen erzwungenen Haftentlassung denunzierten sie ihn bei Sozialamt mit der Behauptung, daß er die haftbedingten Komplikationen durch Selbstbeschädigung herbeigeführt hätte. Die wiedergewonnene Freiheit wurde so zur Tortur, denn die Sozialhilfe war in Gefahr, und das in einer Situation, wo Nachoperationen erforderlich wurden. Nur durch einen Zufall gelang es, dieses perfide Gangsterstück aufzudecken..

Ein dritter Mitgefänger, ein Holländer, war an der Grenze wegen Haschisch-Schmuggels verhaftet worden. Er wurde in die Bochumer Gefängnislinik verbracht, denn er befand sich in Nachbehandlung wegen eines kürzlich operierten Hodentumors. Als die holländische Botschaft um seine Abschiebung nach Holland nachsuchte, damit die Nachbestrahlungen im Eindhovener Krebszentrum fortgesetzt werden könnten, wurde dies abgelehnt und ohne jegliche Konsultation der niederländischen Klinik eine Bestrahlungsserie in einer Bochumer Klinik durchgeführt. Die Folgen waren verheerend, es kam kurz danach zu einem regelrechten Metastasenschub. Als ich schließlich eine Metastase in der Brust des Mitgefangenen tastete, kündigte ich an, daß ich den Fall im Kölner Prozeß öffentlich machen würde. Der Mitgefangene ist daraufhin in größter Eile nach Holland abgeschoben worden.

Spuren der Vergangenheit

Im Frühjahr 77 gab es in der Gefängnisklinik Bochum einen Wasserrohrbruch. Eine knastinterne Bauarbeiterkolonne rückte an, um die schadhafte Stelle frei zu legen und das Rohr auszuwechseln. Sie buddelte tagelang in und um das Krankenhaus herum. Offensichtlich gab es keine Pläne mehr für diesen Trakt, der in der Zeit des Industrialisierungsbooms vor einem knappen Jahrhundert im Ruhrgebiet erbaut worden war. Vor einem Transport zum Prozeßtermin ließ ich in der Kleiderkammer, mehr um einen schlechten Witz zu machen, die Bemerkung fallen, wenn die Buddelei so weitergehe, werde die Kolonne noch auf Hinrichtungskeller und Skelette aus der Nazizeit stoßen. Ich hatte keine Ahnung, wie nahe ich der Wahrheit war. Ein Sicherheitsbeamter fragte spontan zurück: »Woher wissen sie denn das?«

Ich wurde aufmerksam und stellte, so gut es ging, Recherchen an. Das Ergebnis: Im Haupttrakt des Gefängnisses, einem Sternbau ohne direkte überirdische Verbindung zum Krankenhauskomplex, gibt es einen großen Keller, der in der Nazizeit Hinrichtungsstätte war. Zum Krankenhaus soll ein unterirdischer Verbindungsgang bestanden haben. Einiges spricht dafür, daß in der Nazizeit im Rahmen der Aktion Heyde ›lebensunwertes Leben‹ auch in die Bochumer Knastklinik verbracht und dann unter ärztlicher Regie ausgelöscht worden ist. Zwei Mitgefangene erzählten mir, daß Ende der sechzige Jahre im Bochumer Gefängnishof die letzten Krankenhausakten aus der NS-Zeit vernichtet worden sind.

Der eine war beim Aktenkommando direkt dabei gewesen, der andere hatte daüber von gefangenen Teilnehmern gehört. Der direkt beteiligte Gefangene erinnerte sich, eine Todesstatistik gelesen zu haben. Alle auf der Liste verzeichneten Gefangenen seien genau eine Woche zuvor in die Bochumer Gefängnisklinik eingeliefert worden und dann an ›Herz- und Kreislaufschwäche‹ gestorben. Brauchte die Bochumer Nazimedizin, die ja aus ihrer Mitte auch den Generalkommissar für das deutsche Gesundheitswesen, Brandt, hervorgebracht hat, erst einen sozialdemokratischen Justizminister, bevor sie es wagen konnte, die letzten Spuren der Vergangenheit zu beseitigen?

Ich bin mehr denn je im Zweifel, ob dies über eine bestimmte Zeit hinaus überhaupt möglich ist. Ich möchte zunächst klarstellen, welche Art des Strafvollzugs ich für Isolationshaft halte: das Vegetieren in einer Zelle, die vom regulären Gefängnisbetrieb abgetrennt ist und den Delinquenten von jeder Art gefängnisinterner Subkultur ausschließt. Dazu gehört alles, was die Untersuchungsrichter bei der Anordnung von ›verschärfter Einzelhaft‹ auflisten: Einzelfreistunde, leere Nachbarzellen, Ausschluß von Gemeinschaftsveranstaltungen, extreme Diskriminierung und Beschränkung von Post und Besuchen. Hinzu kommt der Entzug aller Kommunikationsmöglichkeiten, die zumindest für eine gewisse Zeit Erleichterung schaffen könnten, nämlich Radio-, Bücher- und Zeitungsverbot. Unter diesen Bedingungen haben die verschärften

Überwachungsmaßnahmen wie ständige Beobachtung durch den Spion, Gegensprechanlage als Abhöreinrichtung, regelmäßige Zellendurchsuchung, schlafstörende nächtliche Kontrollen und Beleuchtung, Fliegennetze vor vergitterten Fenstern, Totalfilzen und Kleiderwechsel vor und nach jedem Besuch verheerende Auswirkungen. Der Entzug von Restkontakten und Sinnesreizen wird gezielt ersetzt durch den alleinigen Kontakt mit den technologischen und personifizierten Organen der Staatsmacht. Eine solche Behandlung zerstört über kurz oder lang jeden Menschen. Zwar ist sie bis heute in der Bundesrepublik nur ganz selten bis zur letzten Konsequenz praktiziert worden.

Charakteristisch war bis heute vielmehr ein Hin und Her in den Intensitätsstufen der Isolation: die Aufeinanderfolge von wirklicher Isolation und allen möglichen Übergangsformen bis hin zu den üblichen Haftbedingungen. Die Perfidie liegt aber darin, daß die politischen Strafverfolgungsbehörden aus den Erkenntnissen, zu denen ihnen die langjährige Kopplung von Zerstörungsangriff und Teilkozessionen verholfen hat, eine richtige Wissenschaft gemacht haben: sie koppeln die Machtergreifung über den Körper mit gewissen Zugeständnissen, die sich aus der jeweiligen ›Medienlage‹ ergeben. Wenn man von den Verteidigerbesuchen absieht, die jetzt hinter Trennscheiben verlegt und damit endgültig ins Generalkonzept der Tortur einbezogen wurden, werden die Gefangenen in den ersten drei bis vier Monaten in vollem Ausmaß isoliert.

In dieser Zeit manipuliert die Staatsschutzpolizei gezielt an den unmittelbar zurückliegenden Erinnerungen des Delinquenten, um den Absturz ins Bodenlose zu beschleunigen. In meinem Fall lancierte die Polizei beispielsweise in den ersten Tagen gefälschte Todesmeldungen, gab eine Freundin als Verlobte aus, erteilte der wirklichen Verlobten ein Dauerbesuchsverbot und benutzte die Eltern bei ihrem ersten Besuch als Vehikel eines indirekten Verhörversuchs.

Die Isolationshaft hat damit eindeutig die Funktion, die Identität von vorverurteilten Delinquenten auszulöschen, ihre Gehirne auszuzehren, ihr Körper in willenslose Partikel der als schrankenlos erfahrenden Allmacht der staatlichen Gewalt zu verwandeln.

Dann erst beginnen die systematischen Verhöre. Das war in meinem Fall so, und wie ich höre, geht der Staatsschutz gegenüber den meisten Gefangenen, die seiner Zuständigkeit unterliegen und der Zugehörigkeit zu kriminellen Vereinigungen verdächtig werden, ebenso vor.

Ein gänzlich anderes Vorgehen praktiziert er auffälligerweise gegenüber mutmaßlichen Agenten, gegen die er unmittelbar nach der Verhaftung alle Register zieht, über die er verfügt.

Die Bundesanwaltschaft geht mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit von Täterpsychogrammen aus, und sie unterwirft ihre Inhaftierungs- und Verhörpraxis Bedingungen, die von mutmaßlich

optimalen Kriterien der Identitätszerstörung bestimmt sind. Der Erfolg ist dabei manchmal so durchschlagend, daß Verräter, die überhaupt nichts zu verraten haben, zu den Ermittlungsbehörden überwechseln. Die Kronzeugen, die wir in der Vergangenheit erlebt haben, waren in die Enge getriebene Produkte ihrer Haftbedingungen. Die Jäger wurden von ihren Opfern eingeholt: sie haben es der gleichgeschalteten »Medienlage« zu verdanken, daß sie dabei nicht selbst zu Fall gekommen sind.

Seit dem Bekanntwerden des Vernichtungsexperiments an Ulrike Meinhof können die stillen Martern aber nicht mehr lückenlos bis in die toten Trakte hinein fortgesetzt werden. Der Staatsschutz muß über kurz oder lang, wenn auch bei ständig anhaltendem Widerstand, gewisse Poren wieder öffnen: Besuche, Post, Bücher, intellektuelle Beschäftigungen. Zweifellos nutzt er jede sich bietende Gelegenheit, um diese Atempausen wieder zu beseitigen. Jeder, der die erste Isolationsphase überstanden hat, lernt die Poren so zu handhaben, daß der Staatsschutz an seiner eigenen Informationsgier erstickt.

Das war die Situation bis zum Sommer 1977. Die Waffe Isolationshaft war in den meisten Fällen ausgehöhlt. Die Kampagnen, die nach dem Zusammenbruch der traditionellen Roten Hilfen und der Krise der Folter-Komitees für einzelne Gefangene gestartet wurden, waren außerordentlich effektiv. Die Gefangenen wurden jetzt nicht mehr einfach als heroische Kämpfer betrachtet, sondern als konkrete Menschen mit ihren Stärken, Schwächen und Widersprüchen. Es wurde möglich, die Fakten sprechen zu lassen. Die Schlagworte und Parolen, die bislang die genaue Wirklichkeit der Haft mit all ihrem Zwielficht, ihren Poren und Abstufungen verzerrten, wurden überflüssig. Es wurde Wert darauf gelegt, Informationen, die sich als falsch erwiesen, selbst richtigzustellen und den Medien jenes Quentchen Wahrheit wegzunehmen, ohne das ihre ganze Demagogie zusammenbricht. Aber sind die Poren, die die Isolationshaft zersetzt haben, wirklich den Aufwand wert gewesen, der dafür erforderlich gewesen ist?

Ich bin unbedingt davon überzeugt. Die ganze Stärke des Widerstands steht und fällt mit der Frage, ob er in der Lage ist, für die Gefangenen eine Alternative zur Isolationshaft zu erkämpfen, die nicht vom Staatsschutz kontrolliert wird. Ohne die vorausgegangene Unterstützungskampagne wären Roland Otto und ich nicht in der Lage gewesen, uns mit der Nüchternheit und Genauigkeit auf die Prozeßsituation einzustellen, die unabdingbar für eine wirksame Verteidigung ist.

Ich wäre jedenfalls nicht in der Lage gewesen, die Folgen der Isolationshaft unter Kontrolle zu bringen. Gefangene, die bis zu ihrem Prozeß wirklich isoliert gewesen sind, können sich oft nur noch mit abstrakten Begriffen und globalen Erklärungen verteidigen. Die Kluft zu einer konkreten politischen Bestimmung der Prozeßstrategie, die nie generalisierbar ist, wird unüberwindlich.

Die Isolationshaft ist also deshalb eine so perfide Foltermethode, weil sie entweder lautlos, undramatisch und ohne äußerlich nachweisbare Spuren zerstört oder aber die Überlebensenergie des Gefangenen auf globale antiimperialistische Erklärungen verengt, in denen sich das verlöschende Subjekt mit seiner konkreten Gesellschaftsgeschichte nicht mehr spiegelt. Das aber ist es genau, was seit Buback offiziell mit der Isolationshaft angestrebt wird: Entweder die hemmungslose Unterwerfungsgeste des Verräters, oder die bestialisch gewalttätige Anpassung des Isolationsgefangenen an das von ihm in der Öffentlichkeit manipulierte Zerrbild des abstrakten, amoklaufenden Terroristen.

Das Ziel der Isolationshaft ist die bedingungslose Entsolidarisierung. Mögen doch die Linken, mögen wir alle, die uns in den vergangenen Jahren so lautstark von den Prozessen in Stammheim und Düsseldorf distanziert haben, erkennen, daß wir durch unser Verhalten zu nachträglichen Legitimatoren der heute gesellschaftsfähigen Formen der Marter geworden sind. War es nicht Buback, der kurz vor seinem Tod erklärte, der Zweck der Entsolidarisierung heilige allemal die eingesetzten Mittel?

Karl Heinz Roth im Kursbuch 51 vom März 1977